geben und wollt mir diese Summe nur erst einst beim Erbtheil in Abrechnung bringen." In dieser Weise entgegnete der Sohn dem Vater, allein der Alte bestand auf seinem Kopf und es kam nach erfolgten Sühneversuchen seiten des Ortspfarrers und eines Gliedes vom Gemeinderath dahin, daß der Vater den Sohn zuerst wegen der geforderten 125 Thlr. verklagte. Nachdem er jedoch in zwei Instanzen mit dieser Klage war abgewiesen worden, kam am 6. März 1869 das Einklagen der erwähnten 100 Thlr. an die Reihe. In dieser Klagsache kam es bis zur Eidesleistung seiten des Sohnes; er schwur am 25. Januar 1870 vor dem Gerichtsamt Schandau, daß, als er gemeinschaftlich mit seinem Vater den dortigen Hypothekenbuchführer beauftragt, einen Revers bezüglich der 100 Thlr. auszufertigen, er demselben nicht ausdrücklich bekannt habe, die fraglichen 100 Thlr. seinem Vater schuldig zu sein und daß er sich nicht verbindlich gemacht habe, seinem Vater ein Schuld-Bekenntniß auszustellen, nach welchem er diese Summe mit 4 Procent verzinsen wolle, daß beiden Theilen vierteljährliche Kündigung freistehe und daß er dieses Schulddocument nicht unterzeichnet und übergeben habe. Der Angeklagte behauptet, er habe den Eid mit gutem Gewissen leisten können; bei der erwähnten Auftragertheilung an den Hauptkassenbuchführer Glaser, sowohl den Kauf als auch die „Obligation" anzufertigen, sei das Gespräch Folgendes gewesen: Der Beauftragte habe gefragt, ob der Kauf quittirt werden solle, darauf habe er (der Angekl.) geantwortet: „Ja, den Kauf will ich keine haben" und zu dem Vater gewendet: „Euch gebe ich eine Obligation"; worauf der Vater damit einverstanden gewesen, mit dem Worte: „Meinetwegen." Die beiden Zeugen, Kunze (Vater) und Glaser widersprechen dem nicht. Zeuge G. folgerte aus obigen Worten das Schuld-Anerkenntniß. Wenn nun aber in einem der früheren Protocolle steht, Zeuge Glaser habe bezeugt, daß Beklagter die Schuld mit „ausdrücklichen" Worten anerkannt habe, so bezeichnet heute der mehrgenannte Zeuge, dies als in's Protokoll „irrig" eingeflossen und beim Vorlesen habe er dies Wort übergehört; somit schwindet ein großer Theil des Schuldbeweises für den ersten Theil des geleisteten Eides. In Betreff des zweiten Theiles kann Zeuge Glaser sich auch nicht besinnen, daß ihm besonders Auftrag ertheilt worden, die in Frage stehenden 4 Proc. und die vierteljährige Kündigung mit in jenes Schriftstück aufzunehmen; allein da dies immer so üblich sei, habe er es so gesetzt und es sei ja, wenn es den Betreffenden nicht nach Wunsch sei, immer Zeit, dies umzuändern. Der Angeklagte behauptet nun, daß, als er das Papier in Empfang genommen, er gleich gesagt habe: „Nein, so ist's nicht richtig; ich will's jedoch mitnehmen und mit dem Vater darüber reden." Der Vater habe es auch für „nicht richtig" befunden und mit den von ihm beigefügten Worten: „Na, es macht auch weiter nichts aus; wir wissen's ja", habe man die Sache auf sich beruhen lassen. Der Vater habe das Papier aufbewahrt, unterzeichnet sei es jedoch nicht gewesen, das wisse er zu genau. Unendlich viel kommt auf die Deutung des Wortlautes: „Unterzeichnet und übergeben" an; der Angeklagte hat diese Worte nicht anders verstanden, als ein „Unterzeichnet-übergeben." Wenn nun wiederum in einem der früheren Protokolle angeführt ist, daß der Bruder des Angeklagten, Zeuge Herrmann Kunze, mit „angesehen" habe, wie der Beklagte seine „eigenhändige Namensunterschrift" bewirkt habe, so stellt sich heute auch dieses als ein Irrthum heraus, indem Zeuge K. jun. mit Bestimmtheit sagt, das habe er nicht gesagt, er kenne dies auch nicht; und somit wird das Material für den Schuldbeweis auch in diesem Punkte abgeschwächt. Gleichwohl bleibt genannter Zeuge und seine Mutter dabei, daß sie, als das Papier in ihre Hände kam, gesehen, daß „August Eduard Kunze" darunter gestanden und daß es die Handschrift des Angeklagten gewesen sei, und das ist's ja aber, was der Ankläger auch behauptet und worauf er seine Anklage stützt. Auf welche Weise und von wem diese Unterschrift bewirkt, bleibt unaufgeklärt; der Gedanke, daß wohl gar — nein, nein, er wird nicht ausgesprochen; es bleibt den Geschworenen überlassen und wird dieser vorliegende Fall von der Staatsanwaltschaft als „ganz geschaffen für ein Geschworenen-Gericht" bezeichnet. Das Papier ist nicht mehr vorhanden und hat Zeuge August Kunze sen. den Angeklagten beschuldigt, es fortgenommen zu haben. Letzterer stellt es in Abrede. Der Vertheidiger, Herr Advocat Fränzel, donnert ganz gewaltig gegen einen solchen Ankläger los, der als Vater seinen Sohn auf's Zuchthaus bringen wolle. Kaum hat der Schwurgerichtshof den Wahrspruch der Geschworenen mit einem „Frei" bestätigt und dem Ankläger als Ausschlußpartei die daraus erfolgten Kosten auferlegt, so hält sogar die Zuhörerschaft auf der Tribüne sich zu einem „Bravorufe" hinreißen.

— **Elbhöhe:** Mittwoch Mittag 1° 8″ unter 0.

Dresden, 5. Juli. Es ist heute gerade ein Jahr, daß in einer versteckten Ecke unseres Blattes die damals wol von nur Wenigen beachtete Depesche des Bureau Havas abgedruckt war, welche meldete, daß das spanische Ministerium beschlossen habe, die Krone von Spanien einem Prinzen von Hohenzollern anzutragen. Man war damals an die aller Monate, ja aller Wochen auftauchenden Throncandidaten der iberischen Halbinsel so gewohnt, daß jeder neue Name höchstens ein humoristisches Interesse erregte, da man doch sicher sein konnte, daß Herr Prim abermals einen Korb bekommen würde. Wer hätte Anfangs Juli gedacht, nachdem der Jammermann Emile Ollivier drei Tage vorher noch von hoher Tribüne herab die Versicherung gegeben, der Friede sei niemals gesicherter gewesen, als jetzt, daß diese Kandidatur des bis dahin wenig bekannten Fürstensohns, der auch später die Throncandidatur wieder ablehnte, den gewaltigsten Krieg, den dieses Jahrhundert gesehen, hervorrufen würde? — Das Ereigniß des Tages ist jetzt die Rede Gambetta's in der Wahlversammlung des demokratisch-republicanischen Comité's, es ist unbedingt die bedeutendste Leistung in dem sonst ziemlich langweilig geführten Wahlkampfe. Der frühere Dictator ist klug genug, seine Person und seine frühere Verwaltung, die mit Recht oder Unrecht, so vielfach und so heftig angegriffen worden ist, ganz bei Seite zu lassen und nur beiläufig der „Kränkungen und Beleidigungen", die ihn betroffen, zu gedenken. Seine Hauptaufgabe war in der Rede zu zeigen, daß die Republik sich lediglich durch Mäßigung und Arbeitsamkeit definitiv erhalten könne. Gambetta ist ehrlich zu gestehen, daß das französische Volk hinter andern Völkern zurückgeblieben sei und daß das Unglück, welches sein Vaterland betroffen, seinen Hauptgrund in dem niedern Standpunkte der nationalen Erziehung habe. Besonders schmeichelte der Exdictator den Namen, die bekanntlich wie in allen Staaten, so auch in Frankreich das conservative Element bilden, die durch die Geistlichkeit und das „perfide monarchische Regime" aber allein in der Unwissenheit und dem Mißtrauen erhalten worden seien. „Die Demokratie müsse den Bauern gegenüber als der ältere Bruder handeln, ihn bilden und belehren, damit endlich der Name Chambre rurale und Rural (Bauernkammer, Bauerndeputirter) aufhöre, eine Schimpfname zu sein und anfange, ein Ehrenname zu werden." Er wünsche eine Bauernkammer im wahren Sinne des Wortes, keine Junker- und Pfaffenkammer, sondern eine Bauernkammer von freien, aufgeklärten Bauern, eine Kammer, die das Sinnbild des Fortschrittes der Massen wäre. Vor Allem, betont Gambetta immer und immer wieder, muß es die Aufgabe sein, das Volk zu unterrichten und die Bildung „in Strömen zu verbreiten." Er führte dies im Verlauf seiner Rede in glänzender Weise aus, wobei natürlich bei einem Franzosen leicht begreiflich, ziemlich handgreifliche Irrthümer vorkommen. Auch an französischen Prahlereien fehlt es in der Rede nicht — obgleich er selbst sagt: „Frankreich müsse sich jeder krankhaften Eitelkeit entschlagen, die es so tief in's Unglück gebracht habe." So sagt er unter Anderem: „Mit Stolz kann ich es sagen: noch bleibt Frankreich die Leuchte der Welt!" Besonders hat gefallen, daß Gambetta erklärt, er werde Thiers nicht feindlich entgegentreten, sondern denselben in seinen Anstrengungen, die Republik zu erhalten, mit allen Kräften unterstützen. — Ganz überrascht hat der Ausfall der Wahlen in Paris; die gemäßigte republikanische Partei hat ihr voreiliges Siegesbewußtsein, das sie in die größte Sicherheit eingewiegt hatte, bitter büßen müssen und die monarchische Partei hat einen Wahlsieg erfochten, den sie sich hat wohl nicht im Traume einfallen lassen. Jene hat nicht Einen ihrer Candidaten durchgebracht, während die Reactionäre 15 Abgeordnete nach Versailles senden. Die Radicalen, von denen sich besonders in den Arbeitervierteln Belleville, Montmartre und La Vilette eine sehr große Anzahl aus gewichtigen Gründen der Abstimmung enthalten haben und die auch durch die Reaction, welche nach dem Falle der Commune eintrat, decimirt worden sind, haben doch 6 Sitze errungen, obenan Gambetta, der auch in den Rhonemündungen (Marseille) gewählt worden ist. Die Bonapartisten haben, soweit sich das Resultat überschauen läßt, sehr schlechte Geschäfte gemacht, ihr Hauptführer Rouher ist unterlegen und auch in dem sonst freihändlerischen Girondedepartement (Bordeaux) haben sie Fiasco gemacht. Nur Einer von der alten napoleonischen Garde, der ehemalige Finanzminister Mayer, hat mit Mühe und Noth ein Mandat errungen.

Paris, 4. Juli. Rochefort's Familie widerspricht der Mittheilung des „Siècle", daß Rochefort wahnsinnig geworden sei. Derselbe sehe vielmehr mit Ruhe und vollem Vertrauen seinem Verhör entgegen.

London, 4. Juli. Nach dem „Standart" hat die französische Regierung die Räumung der Pariser Forts und dreier Departements von der deutschen Regierung verlangt, der Reichskanzler Fürst Bismarck jedoch sich geweigert, bestimmte Versprechungen zu machen.

Königliches Hoftheater.

Dienstag am 4. Juli.

Rosenmüller und Finke. Originallustspiel in fünf Aufzügen, von Carl Töpfer. — Timotheus Bloom, Herr Thomas, vom Thaliatheater zu Hamburg als Gast.

Ein Komiker wird immer eine große Partei für sich haben; die Lacher. Schon beim Eintritt in das Theater, wenn ein Lustspiel erwartet wird, liegt Etwas in der Luft, das auf ein Kobolddichtezen hindeutet und den Grenadierschritt der Philisterei in Tanzrhythmen verwandelt. Schon nach wenig Minuten, wenn sich die Gardine erhoben und die Lachmuskeln angeregt werden, gestaltet sich das Publikum zu einem Ganzen, denn ein gemeinsames Lachen vereinigt ja die Herzen oft mehr und schneller als die gemeinsame Empfindung eines Schmerzes, weil beim Schmerze noch Jeder seine besondere Anschauung und Lebenserfahrung im Hintergrunde hat, während beim Lachen nach Ursprung und Ergebniß dieselbe Regung im Gemüth hervorgebracht wird.

In Betreff der gewählten Gastrolle hatte Herr Thomas insofern einen schwierigen Stand, als Herr Dessoir in dieser Partie sich die Gunst des Publikums errungen. Die Komik hat ein weites Gewissen, und das geistige Freibeuterwesen in derselben Schranken, in denen die Vertreter sich mit mehr oder minder Glück bewegen.

Zieht man Parallele zwischen den zwei Darstellern, so neigt sich die Wage mit dem Gewicht des Komischen in etlichen Situationen mehr nach Herrn Dessoir hin. Schon der öftere ihm in den Mund gelegte Ausruf; „Hillermann!" in Triller-bewegungen der Zunge mit verschiedenen Modulationen, reizt die Lust des Lachens immer wieder erneut an; abgesehen von so mancher eigentümlichkeit im raschen Laufe und dergleichen Aeußerlichkeiten mehr. In der Hauptsache aber, Auffassung des Charakters stimmen Beide überein, und in Betreff der Mimik, der Detailmalerei, dürfte Herr Thomas im Vortheil sein, obgleich so mancher der frappanten Gesichtszüge häufig zurückkehrt.

Wenn etwas Uebermuth das eigentliche Lebenselement der Komik ist, und Ungenirtheit, selbst in etwas weitem Maße, zur Liebenswürdigkeit werden kann, so hält sich Herr Thomas, gleich Herrn Dessoir, hier von jeder Uebertreibung frei. Er gehört nicht, um mich einer Heine'schen Redeformel zu bedienen, zu denjenigen Komikern, welche, wenn sie einen Groschen in der Tasche fühlen, für zwei Groschen Durst haben. — Verbunden mit ungemeiner Routine und höchst lebendigem Spiel, ist er in der Darstellung die selbstbewußte, dominirende Persönlichkeit, sein Zweck Genuß für die Zuschauer und sich selbst.

Nur in solchem Sinne kann der Komiker wirken, und wer in der überströmenden Lust durchaus noch immer geistige Würze, wer in der Flutbewegung hellfarbiger Laune durchaus noch Gemüthlichkeit haben will und ihm dies zum Vorwurf macht, der irrt. Es wäre dies gerade so, als einem Dompfaffen, der recht hübsch zwitschert und singt, vorzuwerfen, das er keine Religion habe.

Darum hinweg mit aller poetischen Vernebelthuerei, die dem Komiker sein Recht verkümmert. So lange wir uns noch auf dem lusten Strudel des ungenirten Witzes einschiffen, so lange wir mit ihm die Ufer des gemeinen Lebens umsegeln, und der Strom uns an keinen Felsen der ernsten Lebensordnung wirft, so lange wollen wir uns an den Gebilden humoristischer Dichter und den Darstellungen von Seiten heiterer Mimen auf der Bühne erfreuen.

Theodor Drobisch.

---

* Wie Bismarck die Frankfurterinnen fing, erzählt ein Correspondent der „N. fr. Pr." also: Fürst Bismarck ließ eines schönen Morgens im holden Monat Mai 1871 in den „Weißen Schwan" zu Frankfurt a. M. den Barbier kommen und sich einfach das Haar schneiden. Weiter nichts. Aber heute tragen Frankfurts Damen ganz, ganz dünne graublonde Bismarcklöckchen im Medaillon — und sie lassen sich im schlimmsten Falle für den deutschen Reichskanzler von dem Gatten scheiden oder werfen dem Treuliebsten das goldene Ringlein vor die Füße, wenn er mal nicht so will wie — Bismarck! Durch kleine unscheinbare Mittel Großes erreichen — das macht den wahrhaft großen Diplomaten. — Als wir aber, so fährt der Correspondent fort, jüngst in einer berliner Reichstagssitzung auf den Einfall kamen, die Haare auf dem Haupte des Reichskanzlers zu zählen und dies Facit mit der Summe der Bismarckhaare in den frankfurter Damenmedaillons zu vergleichen — da kam unsere Rechenprobe, wie wir auf der Schule sagten, doch stark in die Brüche. Wir hoffen aber, es läßt sich in Frankfurt Niemand dadurch sein Bismarcklöckchen verkümmern. Könnte man doch auch von allen „echten Splittern vom heiligen Kreuz" einen ganz stattlichen Wald aufbauen. Der Glaube allein macht's! Und der glückliche Barbier soll ebenein ein reicher Mann geworden sein!

* Bechin. Den „Narodni Listy" wird geschrieben, daß man in der Gemeinde Lischky bei Bechin einen Fall arger Grausamkeit entdeckt habe. Beim Amte in Bechin habe Jemand die Anzeige gemacht, daß ein Grundbesitzer in Lischky seinen Sohn, von dem er verbreitet hatte, daß derselbe auswärts in Arbeit stehe, im Stalle zwischen dem Rindvieh angebunden halte. Aus Anlaß dessen habe sich am 19. v. Mts. eine gerichtliche Commission mit dem städtischen Arzte von Bechin nach Lischky begeben und in der That dort in einer finsteren, stinkenden Stallnische zwischen Mist und Unrath ein nacktes, verkommenes Wesen, das mehr einem Thiere als einem Menschen ähnlich sah, aufgefunden. Die Haare desselben waren lang, die Nägel förmlich zu Krallen herangewachsen, die Füße vom Zusammengekauertsein verkrümmt und eiternd. Neben dem armen Wesen stand ein Trog voll Erdäpfelschalen. Wie weiter geschrieben wird, ist der also gepeinigte Bauernsohn jetzt beiläufig 30 Jahre alt; seine Mutter starb bald, sein Vater heirathete seither wieder zweimal, und soll den Sohn deshalb so mißhandelt haben, weil dieser etwas Vermögen von der Mutter besaß und der Vater nach diesem Vermögen geizte. Der Unglückliche wurde sofort nach Bechin gebracht und in gehörige Pflege gegeben.

* Kutschke's Epilog. Die „B. B.-Ztg." bringt Folgendes:

„Des Krieges That wird anerkannt,
Un niemals bitter is sein Lohn:
Süß ist der Dot fors Vaterland
Un ooch sehr süß die Dotation! Kutschke."

* Unlängst wurde in Königsberg von einem Dampfer „Waldemar" das vollständige zerlegte Gerippe eines an der grönländischen Küste erlegten Wallfisches ausgeladen und unter Leitung des Professor Müller damit begonnen, dasselbe nach dem anatomischen Museum zu schaffen. Letzteres hat den Preis von 1000 Thalern dafür bezahlt; hierzu kommen noch die Kosten der Fracht von mehreren Hundert Thalern. Das ganze Gerippe, in mehr als 100 Kisten und Colli gepackt, wiegt 150 Centner, und es war beispielsweise ein Theil des Kopfes so schwer, daß 16 Mann, welche ihn auf den Rollwagen zu laden hatten, dies nur mit allen Kräften und Hilfsmitteln bewirken konnten. Wie groß dieses Thier gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß es 150 Fässer Thran geliefert hat, die sich ebenfalls als Ladung auf dem Schiffe befinden.

* Chicard, der berühmte Cancantänzer des Jardin Mabille, welcher schon in Heine's Briefen aus Paris eine Rolle spielt und noch als 70jähriger Greis seine Kunst in den öffentlichen Localen bewundern ließ, ist in diesen Tagen gestorben. Dieser wunderliche Liebhaber des französischen Nationaltanzes hieß eigentlich Lévêque und war ein reicher Lederhändler am Boulevard du Prince Eugène. Er galt für sehr geizig und kannte kein anderes Vergnügen, als Sommer und Winter allabendlich mit der Jugend des Mabillegartens oder der Closerie des Lilas einige Quadrillen zu tanzen, in welchen er die gesunden Traditionen des alten Pariser Cancans zur Geltung brachte.

* Ueber das musikalische Potpourri jenes Compositionsgenre, womit man namentlich in unseren Volksconcerten regalirt wird, stößt Ferdinand Hiller in seinem so eben erschienenen Werke „Aus dem Tonleben unserer Zeit" folgende Seufzer aus: „Eine Melodie erklingt — kaum erfaßt, wird sie unterbrochen, um dem Anfang einer anderen Platz zu machen, und so wird Anfang an Anfang gereiht, bis es doch einmal — endlich — aufhört. Es giebt keinen Vergleich für den Mißbrauch, der hier mit den reizendsten Eingebungen des Genies getrieben wird. Das bei der älteren Generation in jungen Jahren beliebte Kaleidoskop gewährte einen hohen künstlerischen Genuß im Verhältniß zu diesem musikalischen Bilderwechsel, man mochte noch so schnell drehen, das Auge erfaßte doch immer ein Ganzes — aber hier hält man eine Revue über ein Bataillon lahmer, hinkender, einbeiniger, steifzehiger Gesänge. Die Quälerei der Nerven macht sich hier mit der flachsten Bequemlichkeit breit — man nennt das an- und aufregende Wirkung. Oder soll es eine Memoirübung für die musikalisch belesenen Hörer sein? Denn freilich ist der Ausruf: wo ist das her? und dies und das? der einzige, zu dem der Eine oder Andere veranlaßt wird. Die Locken des Gedächtnisses (wenn diese kühne Metapher gelten kann) werden gezogen, gezupft, gerupft, — man muß dabei stille halten, — und daß soll eine Freude sein? Es ist schnöde Verunglimpfung der Kunst und des Hörers.

* Ein Correspondent des Leipziger Tageblatts läßt sich über den Charakter der Berliner in folgender schmeichelhafter Weise aus: „Die Berliner haben bis vor Kurzem das Schicksal Preußens getheilt; auf ihr Haupt hat sich ganz besonders der blinde Preußenhaß, der in den Mittel- und Kleinstaaten wucherte, entladen. Jetzt gelangen selbst die Verblendetsten zur Einsicht, daß man Preußen Unrecht gethan. Man wird auch von Berlin anders denken lernen. Viele haben sich freilich gewöhnt, die Berliner nach einigen commis voyageurs, welche nicht zur angenehmsten Gattung der Menschen gehören, zu beurtheilen. Das ist aber falsch. Großsprecherisch, sagt man, sei der Berliner. Nun ja, in gewissem, aber nur in bestem Sinne ist er es. Darf das aber Wunder nehmen? Preußen schaut auf eine glänzende Geschichte; diese Geschichte hat dem Volke ein Staatsbewußtsein zu einer Zeit gegeben, wo das unsere noch schlummerte, sie hat es stolz gemacht. Dieser Stolz ist sehr lobenswerth an einem Volke. Mag er zuweilen in falscher Weise zum Ausdruck gelangt sein: er war immer im Grunde der Ausdruck des selbstbewußten Preußenthums. Wir Sachsen sind, wenn es das Lob unseres Landes anlangt, durchaus nicht zu bescheiden, und ein Hauptvertreter der partikularistischen Partei nannte auf dem Reichstage gewiß nicht mit zu großem Ueberfluß von Bescheidenheit das sächsische Volk das gebildetste der Welt. Hätten wir Sachsen die preußische Geschichte hinter uns, wer weiß, ob wir nicht noch mehr und darauf zu Gute thäten, als die Berliner. Diese werden jetzt, wo die Geschichte Preußens so eng verknüpft ist mit der Geschichte Deutschlands, ihren preußischen berechtigten Particularismus rascher aufgeben, als es in den Kleinstaaten mit ihrem ganz unberechtigten Particularismus der Fall gewesen ist. Der Berliner ist durchaus deutsch gesinnt und in hohem Grade intelligent. Er ist nicht kriecherisch und urgemüthlich im landesläufigen Sinne, aber er ist ehrlich und treu. Er hat Charakter und Selbstbewußtsein. Das prägt sich in Sprache, Umgangsformen und Manieren aus. Fälschlich hat man dieses, zum Theil etwas irregeleitete Selbstbewußtsein als eitle Prahlerei und hohle Aufgeblasenheit ausgeschrieen, was es bei dem Kern der Bevölkerung nimmermehr war."

* Schwabenstreich. Dem Baltimorer „Wecker" theilt ein Schwabe nachstehende, einem Briefe aus der Heimath entnommene Kriegsgeschichte, die wohl gerade nicht im Jahre 1871 spielen muß, mit: „Robert Scheufele aus Ulm — ein robuster Landwehrmann — wurde in der heißen und ruhmvollen Schwabenschlacht bei Villiers vor Paris in der Wade leicht verwundet. Da es im Lazareth zu langweilig war, so theilte man ihn dem Sanitätscorps zu, wobei ihm seine Körperkraft sehr zu Statten kam, indem er stets einen Verwundeten allein trug. Einen ächzend daliegenden Preußen fragte er, ehe er ihn auf seine breiten Schultern packte: „Wo fehlt Dir's?" — „Eine Kugel im Fuß!" war die Antwort. Scheufele eilte mit ihm dem sicher gelegenen Verbandplatze zu. Unterwegs sauste eine Granate an ihm vorüber. Sich ein wenig bückend, setzte er seinen Lauf fort. Als er beim Verbandplatze ankommt, ruft ihm der Arzt zu: „Aber um's Himmelswillen, Sie bringen ja da einen Mann ohne Kopf!" Scheufele legte seine Bürde ab, betrachtete sie und bemerkte dabei: „Des kann i aber nit denkt, daß dia Preuss so ihget; halt mer der Kerl no selber, er sei nur in Fuaß g'schossa."

* Beim Papstjubiläum. In einer kleinen Stadt Belgiens ließ ein alter Liberaler, welcher sein Haus nur mit Widerwillen und speciell auf Wunsch seiner Frau decorirt hatte, hoch oben unter dem Dache, fern von den Blicken seiner würdigen Ehehälfte, ein Transparent anbringen mit der originellen Inschrift: „Nicht ich habe illuminirt, sondern meine Frau."